

MAY, KARL

Deutschland 1842 - 1912

Schon bevor ich selber lesen konnte, hat mir mein Vater „Old Surehand“ vorgelesen, als „Bettmüpfeli“ – und Einstieg ins Traumland. Was mir an dem Buch unlieb war, waren die kurzen Kapitel. Denn mehr als eines gab es nicht pro Abend. Also im gestreckten Galopp – natürlich auf Hatatitla - selber lesen lernen.

So hat Karl May sicher dazu beigetragen, dass ich ein früher und angefressener Leser wurde und es auch geblieben bin. Kinderbücher waren für mich die Märchen der Gebrüder Grimm, des Hans Christian Andersen und – orientbegeistert – jene von Wilhelm Hauff. Ich lernte Peter Pan, Pinocchio und Lederstrumpf kennen, dann entdeckte ich Erich Kästner und Mark Twain. Diese Bücher fand ich in der Familie oder in der bescheidenen Schulbibliothek. Vaters persönliche Bücherschrank war uns Kindern verschlossen – die Pfarrbibliothek wurde von zwei bigotten, altledigen Fräuleins verwaltet, die eine strenge Zensur ausübten. Sie entschieden, welche Bücher altersgemäss waren. Meine Grossmutter, eine grosse Leserin, half mir aber regelmässig diese Barriere zu umgehen. Ich lernte mit ihr, unsere heimischen Autoren zu lieben. Inglin, Lienert, Camenzind, Scheuber und – für mich als abenteuerhungrigen Buben der Favorit – Achermann mit seinen prähistorischen Romanen; aber auch alles andere von ihm, bis zu den eher sektiererischen Geschichten über Therese von Konnersreuth und dem Antichristen. Dass er germanophil und antisemitisch war und schrieb, störte mich damals nicht.

Mitte März 1955, ein paar Tage nach meinen elften Geburtstagen, wurde mein Onkel vom Vikar zum Pfarrhelfer von Schwyz befördert. Und aus dem Zimmerherrn des Pfarrhauses wurde ein Haushaltvorstand im Pfarrhelferhaus mit seiner Mutter, meiner geliebten Grossmutter, als Haushälterin. Im Erdgeschoss des Hauses war die Pfarrbibliothek von Schwyz untergebracht. In meinen Augen das Paradies! Alle vier Wände des grossen Raumes vom Boden bis zur Decke lückenlos mit Büchern isoliert! Und das Beste daran: Nicht dem Petrus war die Schlüsselgewalt gegeben, sondern meinem Onkel und damit natürlich auch meiner Grossmutter. Sie muteten mir mehr zu als mein Vater und liessen mich Lesen was ich wollte. Jugendgefährdendes war ja in einer Pfarrbibliothek ohnehin nicht finden – waren doch alle Bücher mit der kirchlichen Unbedenklichkeitserklärung „nihil obstat“ ausgezeichnet. Den siebten Himmel im Paradies fand ich unter dem Buchstaben „M“. Sämtliche einundneunzig Bände der klassischen Karl-May-Verlagsausgabe. Ich habe sie alle gelesen, die meisten zweimal. Während meinem ganzen fünften Schuljahr hatte ich immer einen Karl-May-Band in der Schultasche. Dank einem verständnisvollen Lehrer, der meinem Vater auf dessen Nachfrage hin, ob er von meinen Romanen im Schulsack wisse, antwortete, es sei ihm lieber, dass ich lese, wenn ich mit dem Schulstoff fertig sei, als dass ich rumschwatze.

In diesem Jahr war es denn auch, dass ich mir zurecht dachte, lesen und schreiben zu können und auch die vier Grundrechnungsarten zu beherrschen und damit an Schulwissen eigentlich genug angesammelt zu haben, dass es für den Wilden Westen

oder den vorderen Orient genügen würde. Ich stellte mir immer wieder vor, Karl May entstiege, in irgendeiner seiner Inkarnationen, an der Schiffflände in Brunnen dem stolzen Vierwaldstättersee-Dampfer „Stadt Luzern“, sähe mich dastehen, inmitten des jugendlichen Empfangskomitees, würde mich sofort als „Eingeweihten“ erkennen und in sein Gefolge aufnehmen für die nächste Abenteuerreise. Natürlich wusste ich, dass alles nur Fiktion war. Aber ich wollte mich ebensowenig von der phantastischen Wirklichkeit in meinem Kopf trennen, wie ein aufgeklärtes Kind vom Osterhasenglauben.

Die Filme ab Anfang der Sechzigerjahre mochte ich nicht. Pierre Birce als Winnetou war mir zu weibisch, Lex Barker als Old Shatterhand zu „amerikanisch“, die Drehbücher wichen für mich zu sehr von der literarischen Vorlage ab. Ausserdem war ich – trotzdem ich schon auf die Zwanzig zuing – irgendwie kindlich eifersüchtig auf diejenigen, die sich nun Zugang zu Karl Mays Welt verschafften, ohne sich der „Mühe“ des Lesens zu unterziehen. (Wobei es für mich alles andere als Mühe war.) So liess sich ein fast elitäres Gefühl zu einem eingeweihten Kreis zu gehören, nicht mehr aufrechterhalten.

Als Erwachsener habe ich mir die komplette Ausgabe als Taschenbuch-Reprint besorgt. Vor ein paar Jahren habe ich sie weiter verschenkt um Platz zu machen für neue Bücher. Die schöne Halblederausgabe der beiden Old Surehand-Bände hingegen, aus denen mir mein Vater vorgelesen hatte, stehen immer noch in meiner Bibliothek.

Ernst Eichholzer-2012-04-25